

Therapie gegen Flugangst

Die Vielfalt Venezuelas erschließt sich am besten auf dem Luftweg

Lässig liegt der Ellbogen des Piloten in einem bis kurz vor Abflug geöffneten Dreiecksfenster, wie man sie von Autos älterer Baujahre kennt. Langsam beginnt der erste Propeller sich zu drehen. Irgendwann folgt der zweite. Dann hoppelt das Maschinchen, dessen respektables Alter man ihm ansieht, über die Startbahn und hebt tatsächlich ab, bevor die Betonpiste endet und das karibische Meer beginnt. 15 Passagiere hatten schon mit allem abgeschlossen und blicken nun einigermaßen erleichtert auf den Sechs-Millionen-Moloch Caracas, der unter ihnen immer winziger wird.

Der Innenraum ihres Gefährts ist kaum größer als der eines Klein-Transporters. Für eine Stewardess jedenfalls ist kein Platz mehr. Mit eingezogenem Kopf hatte sie vor dem Abflug nur kurz den sehr überschaubaren Weg zu den Notausgängen erklärt und wo sich die Schwimmwesten befinden, um dann wieder von Bord zu gehen. Gern bemühen sich statt dessen Pilot und Co-Pilot um gute Stimmung bei den Reisenden, indem sie sich – gleichzei-

tig – an einer schmalen und nicht sehr ernst gemeint wirkenden Trennwand vorbei nach hinten umdrehen und ihren Gästen über den Traum vom Fliegen erzählen.

Der Trip in solch einem Vögelchen, das so klein ist, dass es auf der etwa 400 Kilometer langen Strecke von der Hauptstadt Venezuelas in den Anden-Ort Merida zum Auftanken zwischenlanden muss, ist effektiver als jedes teuer bezahlte Lufthansa-Training gegen Flugangst. Hinterher hat man jedes Trauma überwunden und ist so schnell von keiner Turbulenz mehr aus der Ruhe zu bringen. Im Auftrag vieler kleiner Fluggesellschaften sind ungezählte dieser Fliegerchen täglich im ganzen Land unterwegs. Ohne dass es übrigens in der jüngeren Vergangenheit zu nennenswerten Zwischenfällen gekommen wäre. Für die Bevölkerung des einerseits bergigen, andererseits regenwaldreichen Landes, das 24 Millionen Einwohner hat, aber eine Fläche von der zweieinhalbfachen Größe Deutschlands, ist Fliegen wie Busfahren und die besser gestellten Bewohner von Caracas

jetten gern übers Wochenende auf die nahe, auch bei europäischen Touristen nicht zuletzt wegen der Steuerfreiheit beliebte Isla Margarita. Das Ticket für den Hin- und Rückflug auf dieses karibische Mallorca kostet 80 Dollar.

Mit mehr als 30 Flughäfen ist das Linienflugnetz sehr viel dichter als die 76 000 Kilometer befahrbare Straße, die bei weitem nicht alle Teile des Landes ganzjährig miteinander verbinden. Auch für Touristen mit einer Urlaubszeit von durchschnittlicher Länge empfiehlt sich der Luftweg. Denn um die Vielfalt des Landes auch nur erahnen zu können, muss man weite Strecken überwinden. Das regenwaldige Orinoko-Delta im Nordwesten hinterlässt einen ebenso tiefen Eindruck wie der Anblick eines der 200 Tafelberge und der krachenden Wasserfälle im kaum noch besiedelten Südwesten oder die japsdünne Luft auf einem 5000 Meter hohen Andenpass im Osten. Ein Erlebnis der besonderen Art ist eine Fahrt in der mit zwölf Kilometern längsten Seilbahn der Welt zum Pico Espejo, mit der man 3000 Höhenmeter

überwindet. Was man allerdings kaum ohne vorübergehende Auswirkungen der Gebirgskrankheit „Mal de Paramo“ wie Kopfweg und Durchfall übersteht.

Venezuela ist so warm und so grün, hat so herrliche Strände und so hohe Berge, so klares Wasser und so blauen Himmel, dass man sich bei der Beschreibung stereotype Wendungen verneifen muss. Denn Klischees von pittoresken Dörfern, musizierenden und tatsächlich auch Poncho tragenden Indios sowie ursprünglicher Einfachheit schieben sich aller Aufgeklärtheit zum Trotz ins Bewusstsein und vors Kamera-Objektiv. Zum realen Kern dieser Folklore gehört, dass man nicht nach Südamerika reist, um – hier und da durchaus vorhandenen – Sterne-Luxus zu genießen. Besser fährt, wer sich auf ein – dank des auch in Venezuela nicht schlafenden Tourismus-Gewerbes – kalkulierbares Abenteuer einlässt. Im Delta des 2500 Kilometer langen Orinoko zum Beispiel, dem das indianische Wort für „Vater unserer Erde“ den Namen gibt, wuchert die Natur derart brutal,



Kein bisschen kamerascheu: Indio-Kinder im Orinoko-Delta.

dass man außer Wasserbüffeln keine Nutztiere halten kann. Zu den touristischen Attraktionen gehört eine Motorboot-Tour auf dem Caño Manamo. So heißt der Hauptarm des ungezählte Male verzweigten Flusses. Nicht selten begleiten Delfine das Boot.

Fliegendraht ist in dieser Gegend wichtiger als Wände und ersetzt dieselben in den häufig anzutreffenden „Camps“. Das sind Hütten-Ansammlungen, in denen es von Generatoren erzeugten Strom nur zwischen 18 und 23 Uhr gibt und Besucher sehr einfach übernachten können. An ihre Ohren dringen dann nie gehörte Naturgeräusche aus unmittelbarer Nähe. Eine Expedition in das riesige Orinoko-Delta erleben Touristen aus der privilegierten Perspektive, dass sie bald schon wieder in ein komfortables Hotelbett fallen können. In unfreiwilliger Askese fristen indes die Eingeborenen tagein tagaus ihr Dasein. Von den Indigenas, wie sie statt Indios lieber genannt werden wollen, gibt es heute noch etwa 150 000 in „Klein Venedig“. So bezeichneten Alonso de Ojeda, Amerigo Vespucci und Juan de la Cosa ihre Entdeckung 1499 voller Entzücken. In Stelzenhäusern, ohne Wände und auf flossähnlichen Böden leben die Eingeborenen mit gerne mal 15 Familienmitgliedern unter einem Schilfdach und von der Hand in den Mund. Sie flechten Körbe und Hängematten, schnitzen Tukane aus leichtem weißen Belserholz und verkaufen ihr Handwerk an Fremde. Auch schippern sie in Motorbooten über den Fluss oder schlagen ihnen mit der Machete einen

kleinen Abstecher in den Urwald frei.

Dass der große Teil der übrigen Bevölkerung ebenfalls nicht eben opulent lebt, erkennt man an einfachen und oft maroden Häusern. Morbide wirken auch die alten amerikanischen Autos, mit denen die Venezolaner meist durch die Lande kuschieren, die überraschenderweise aber sogar auf Schotterpisten durchhalten und deren enormer Sprit-Verbrauch nicht ins Gewicht fällt – ein Liter Benzin kostet in Venezuela umgerechnet nur drei Euro-Cent. Denn das an Kolumbien, Brasilien und Guyana grenzende Land ist Gründungsmitglied der OPEC und reich vor allem an Öl.

Seit 1958 herrschen in Venezuela demokratische Verhältnisse. Stabiler sitzt aber die Unabhängigkeit von Spanien im venezolanischen Bewusstsein, die Simon Bolivar 1821 erkämpfte. Nach dem Nationalhelden heißt nicht nur die Währung. Auch gibt es im Land insgesamt 332 nach ihm benannte Plätze – eine „Plaza Bolívar“ hat fast jede Stadt. Obwohl die Ölgewinnung nach der Verstaatlichung der Ölfelder 1976 nicht mehr vor allem in nordamerikanischer Hand liegt, sind die Folgen von Vettern- und Misswirtschaft nicht im Handumdrehen auszumerzen. Die Arbeitslosenzahlen sind hoch, gerade in den Städten wachsen Elend und Kriminalität. Da gibt das Überangebot US-amerikanischer Schokoladen-Produkte doppelt zu denken: Ein Staat, der unter anderem vom Kakao-Handel lebt, müsste sie eigentlich selbst herstellen können.

Gleichwohl gibt es Beispiele

für Selfmade-men mit Tellerwäscher-Karrieren. Eher als die großen, aber ziemlich ramschigen Markthallen gehört zum Muss in Merida ein Besuch der Eisdiele, die Manuel da Silva Oliveira 1981 eröffnete. Der Laden ist tapeziert mit Fotos, Zeitungsausschnitten, Dankschreiben, Auszeichnungen und Schildern, die die fantasievollen Namen von 816, meist exotischen Eissorten tragen. Sogar Knoblauch ist dabei. 75 Aromen hat der Chef im täglichen Angebot.

Wenn man sich mit Autos oder Bussen die Anden-Serpentinen etwas höher empor schraubt, kann man José-Antonio Ramirez treffen. In dem 20 000-Seelen-Ort Tabay kocht er so ziemlich alles, was die üppige Vegetation des Landes an Früchten hergibt, zu Marmelade. In seinem 200 Sorten zählenden Repertoire hat er auch so ungewöhnliche Geschmacksrichtungen wie Gurke oder Paprika. Angefangen hat der Ingenieur mit Blaubeer-Konfitüre, die bei seinen Kollegen derart einschlug, dass er sie zunächst als fliegender Händler unter die Leute brachte. Heute unterhält er neben seinem Hauptsitz noch zwei Filialen. Bis unter die Decke stapeln sich in seinem Laden in Tabay die kleinen Holzkisten, in denen die Ware ihre Reise in feine Hotels und Restaurants in aller Welt antritt – auf dem Luftweg.

Katinka Fischer

Informationen: Neckermann Reisen bietet mehrere Rundreisen durch Venezuela an, die jeweils auch Teile der oben beschriebenen Ziele beinhalten.

☎: 0 18 03 / 88 88 55
(9 Cent / Min.)



Flach und bunt sind die Häuser im Zentrum des Anden-Dörfchens Tabay. Auf der Straße stehen Autos unterschiedlichsten Alters.

Fotos: Katinka Fischer